

Zu Kisslings Vadiandenkmal

Autor(en): **Ziegler, Eugen**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **8 (1904)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-575114>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Augenblick entgegensehend, der die schwere Entscheidung bringen mußte.

Sie legte ihren Arm in den meinen, und stumm schritten wir auf schmalem Pfade den entferntern parkähnlichen Gartenanlagen zu.

Bald wölbten sich über uns die grünen Baum- und Gebüschkronen zu dämmeriger Halle. Nicht ein Windhauch ging; erstickend fast dufteten der Flieder- und der Tulpenbaum. Aus der Tiefe des Gebüsches scholl der kurze Lockton eines Anselweibchens und die schmelzende, flötende Antwort des liebewerbenden Männchens. Nichts sonst unterbrach die Stille als das Knirschen unserer Schritte auf dem feinen Kies des Wandelganges.

Wohl eine Viertelstunde mochten wir so schweigend nebeneinander hergegangen sein, da hielt ich es nicht mehr aus: die Stille, der Blütenduft, die feelische Aufregung lagen wie ein Alp auf meiner Brust, die mir zu zerpringen drohte, wenn ich nicht reden konnte.

So frug ich tiefaufatmend: „Nun? Was hättest du mir so Wichtiges zu sagen, Bertha?“

Sie erschraf und zuckte zusammen. Dann schmiegte sie sich noch enger an mich, drückte meinen Arm an ihr pochendes Herz, und ich fühlte, daß sie zitterte. Dann sprach sie leise und hastig: „O, wie du mich erschreckt hast . . . Wart noch . . . Nicht hier . . . Hier ist's mir zu dumpf, zu eng, zu betäubend, um mich auszusprechen. Wir wollen an dein Lieblingsplätzchen gehen . . . Dort ist's hell und lustig . . . Dort wird es mir leichter sein, zu sagen . . . was ich dir sagen muß.“

Am Ende des Gartens war ein kleiner Hügel angelegt, dessen Gipfel eine herrliche Linde krönte, an deren Stamm sich eine roh gezimmerte Bank anlehnte. Von hier aus genoß man eine entzückende Aussicht auf das ganze Aaretal.

Im Hinaufsteigen legte ich mir noch einmal alles zurecht, was und wie ich es meiner Braut sagen wollte. Auf die Knie wollte ich mich vor sie hinwerfen, wenn es sein mußte, und sie ansehen mit den ergreifendsten Tönen meines armen Herzens, die mir zu Gebote standen: „Gib mich frei! Sieh, ich habe mich in meinen Gefühlen für dich getäuscht! Was ich für dich empfand, war nicht Liebe, war nur Sympathie und sinnliche Leidenschaft; die Liebe hat mich eine andere kennen gelehrt, Anna, deine Freundin. Sei groß und stark und gib mich frei!“

Furcht und Angst und frohe Siegeshoffnung kämpften in

mir, machten meine Pulse jagen und steigerten meine feelische Erregung, je näher wir dem Orte der Entscheidung kamen.

Nun öffneten sich die Gebüsch . . . Vor uns lag die Linde mit der idyllischen Bank, und unser Blick schweifte in die unbegrenzte Weite. Unter uns im duftverschleierte Tale gleißte und glitzerte im Schein der Abendsonne, die wie ein roter glühender Ball den Horizont schon fast berührte, die Aare als goldiges Band. Aus den Dörfern, die vom Flusse oder halb versteckt in üppigen Obstbaumwäldern zu uns heraufwinkten, erklangen melodios die Klänge der Berglocken. Vom Hügel drüben über dem Flusse grüßte aus seinen alten Platanen, schon im tiefen Schatten liegend, mein Pfarrhaus und mein Kirchlein, und seine Glockentöne klangen mit hinein in das liebliche Konzert der Schwestern. In weiter Ferne schimmerten, in einer feenhaften Farbenfala vom hellsten Grün und Blau bis zum dunkelsten Violett strahlend, die waldbewachsenen Höhen des Jura, während über allem, in sattrote Tinten getaucht, der weite Abendhimmel glühte, von dessen Grunbe sich die goldig veränderten Rosa- und Blauwölklein wie ein fernes geisterhaftes Inselreich plastisch abhoben.

In den zauberischen Anblick versunken, traten wir zu der Bank. Doch bevor wir uns setzen konnten, trat ein Ereignis ein, das ich Zeit meines Lebens nie vergessen habe und nie vergessen werde, das wie ein schwarzes Brandmal sich in mein Herz einfräß.

Meine Braut blieb, wie von einem mächtigen Impuls erfaßt, plötzlich stehen, und da ich sie überrascht anblickte, schlang sie leidenschaftlich ihre Arme um meinen Hals, zog meinen Kopf zu sich herunter und küßte mich heiß auf die Wange. Dann flüsterte sie mir langsam und stoßweise die Worte ins Ohr: „Hans . . . ich muß es dir sagen . . . verzeihe mir . . . ich . . . ich fühle mich . . . Mutter!“

Dann riß sie sich rasch von mir los und jagte wie ein gehektes Reh den Hügel hinab, den gleichen Weg zurück, den wir gekommen waren.

Mir war's, als hätte ich einen Schlag über den Kopf bekommen . . . Ich taumelte . . . wollte mich an ihr halten und griff ins Leere.

„Bertha!“ schrie ich auf, wie ein zu Tode getroffenes Wild, und indem ich die Hände vor mein Gesicht schlug, brach ich betäubt auf der Bank zusammen.

(Schluß folgt).

Zu Kiflings Vadiandenkmal.

Nachdruck verboten.

Dieser Sommer endlich ist dem größten Sohn der Stadt St. Gallen und einem der größten Eidgenossen überhaupt das Denkmal geworden, das ihm schon längst gebührt: Joachim von Watt, nach der Form seiner Zeit gegenüber literarisch-wissenschaftlichen Größen meist lateinisch benannt: Vadianus. Dreimal hat er ein Denkmal verdient, viermal. Er ist Staatsmann gewesen, er ist der Reformator seiner Heimatstadt, und auf den Rang unter den literarisch Ersten hat er doppeltes Anrecht als Humanist und als Geschichtsschreiber — deutscher Geschichtsschreiber.

Er stammt aus einer vornehmen Bürgerfamilie. Bürgermeister wie er war schon einer seiner Vorfahren, der bei Bögelslegg im Kampfe gegen die Appenzeller fiel. Am 28. Dezember 1484 ist Joachim von Watt geboren. Er wurde schon als Knabe zum Studieren bestimmt. Außer der öffentlichen Schule ward ihm noch Privatunterricht zuteil. Die Handelsbeziehungen, die das väterliche Haus mit Wien verbanden, und der junge humanistische Glanz, den die Universität eben ausstrahlte, zogen ihn nach Wien. Da betrieb er nun die klassischen Fächer und Naturkunde und Astronomie. 1508 schon lehrt er selber, und nun setzt auch eine unermüdete literarische Tätigkeit ein. Eigene Dichtungen, Reden, Abhandlungen und Herausgabe lateinischer Schriftsteller erheben ihn in kurzem zu einem der hervorragenden Wiener Humanisten. Ihn krönt der Kaiser mit dem Dichterlorbeer. Er hat auch die Professur der Rhetorik und das Rektorat bekleidet. Daneben ist er epochemachend für die moderne wissenschaftliche Geographie. Sein Dringen auf möglichst eigene Anschauung als wesentlichste Grundlage hat ihn selbst zu Reisen nach allen Seiten, nach Triest, Buda-

pest, Krakau, bis nach Breslau geführt. Und als Besteiger des Pilatus ist er unsern Alpinisten vorangegangen — der ganze unerschöpflich universelle Renaissancemensch.

Ein lebendiges Denkmal steht dem Dichter, Redner, Lehrer und Gelehrten in Gestalt seines Briefwechsels, mit dessen Herausgabe Emil Arbenz eine prächtige Ergänzung gebracht zu Ernst Gözingers drei Bänden, die „Deutschen Schriften“ enthaltenden Bänden. Einen erstaunlichen Begriff von seinen Beziehungen könnten wir geben, wenn wir aufzählen wollten, was ihm nach Wien wie nach St. Gallen von Genossen und Schülern, von deren Angehörigen und von Buchhändlern geschrieben worden ist, aus ganz Oesterreich bis nach Siebenbürgen, aus Polen, Deutschland, Italien und der Schweiz. Und noch weiter als des Humanisten Korrespondenz hat gar später die des Reformators gereicht. Aber schon damals finden wir neben Neuchlin, Gobanus Hessus, Glarean, Wimpfeling, Faber und andern die Namen Zwingli und seines spätern Schwagers und wiedertäuferischen Gegners Grebel. Auch Dr. Eck, der Kämpfer der alten Kirche, findet sich unter den Korrespondenten. Es zeigt sich auch hier wieder in tragischer Deutlichkeit, wie schonungslos die im Glaubenskampf endigende Strömung der neuen Zeiten die in den schwellenden, hoffnungsfreudigen, zukunftsfuligen jungen Jahren geknüpften, rein menschlichen Studienfreundschaften so mancher Humanisten auseinandergerissen hat.

Solch glänzendes Bild zeigt uns Vadians Wienerleben. 1518 ist er in die Heimat zurückgekehrt. Der Grund liegt nirgends ausgesprochen.

Als Humanist hätte er wohl in den kleinen Verhältnissen

seiner Heimat nur schwer oder gar nicht wieder anwurzeln können. Er hatte vielleicht damit gerechnet. Oder war es bloß seine Allseitigkeit und sein Studiendurst, die ihn dazu geführt, auch Jurisprudenz und Medizin zu studieren?

Als Stadtarzt von St. Gallen tritt er wieder ins Leben und Gemeinwesen der Heimat ein.

Als die ersten Wogen gingen im Glaubensstreit, da war Badian noch in Wien. Aber sie waren ihm nicht entgangen, die großen so wenig wie die kleinsten. Wie wäre das beim Korrespondenten Neuchlins und Huttns möglich gewesen! So kam der unermüdete, allumfassende Mann auf seine theologisch-kirchlichen Studien, historisch gerichtet, die Apostelgeschichte und die Kirchenväter, namentlich Hieronymus, besetzend. Aber noch hatte er nicht durchgreifend Partei genommen. Ein Erasmus von Rotterdam mit seinen philologischen Verdiensten um das neue Testament und den genannten Kirchenvater hätte ihm sonst nicht in gleicher Geltung stehen können wie Luther und Zwingli. Aber die arbeitenden Verhältnisse ließen ihn da nicht lange mehr stehen. Wir brauchen hier nicht bei der historischen Gegnerschaft zwischen Stadt und Kloster zu verweilen. Ein Mann wie Badian war naturgemäß in kürzester Frist die erste, die einflussreichste Persönlichkeit seiner Vaterstadt. Wie hätte er die Rolle, die da vor ihm lag, nicht aufnehmen sollen? Prompt und wacker hat er sie durchgeführt. Sie hat ihm nach guten Tagen schnellen Erfolges auch trübe gebracht. In beiden hat er ihrer gleich treu gewaltet. Mit einer Tochter aus dem Hause der Zollikofer vermählt, mochte er durch solche Vermehrung seiner gesellschaftlichen Verbindungen seine persönliche Stellung auch noch um etwas abgerundet haben.

Die Pest hatte 1519 zwei Pfarrstellen der Stadt erledigt. Von Badian beeinflusst berief der Rat zwei junge Anhänger der neuen Ideen, denen Badian, der Mann der Welt, die Apostelgeschichte erklärte. Die Vorträge sind später im Druck erschienen. An Stelle seines Vaters bald darauf im Großen Räte sitzend, nimmt er die Sache des neuen Glaubens energisch in die Hand im Gegensatz zum Kleinen Rat, der zähe am alten hing und mit dessen Fall auch seine politische Macht zum guten Teil eingebüßt hat. Der Eifer für die junge Lehre nahm im Volk dermaßen zu, daß ihm die städtischen Prediger nicht mehr zu genügen vermochten, und so richtete man besondere Lektionen ein, denen der Rat sogar die Stadtkirche öffnete. So zog die Reformation allmählich im vollen Umfang in St. Gallen ein.

Göbinger nennt Joachim von Watt den ersten Eidgenossen seiner Zeit an vornehmer und gereifter Bildung. Mit Zwingli, mit dem er in Wien zusammen studiert, stand er auf intemem Fuß. Badians Ansehen in der ganzen Schweiz stand so hoch, daß er am zweiten Zürcherreligionsgespräch und an dem zu Bern den Vorsitz führte und auch später wiederholt als Schiedsrichter in Anspruch genommen wurde.

Bis jetzt war alles ziemlich glatt gegangen. Aber nun riß der Strom Badian und sein Gemeinwesen noch weiter, und es hat seines wackern und weisen Steuerns bedurft, daß dasselbe ob seines gar so kühnen Umsichgreifens nicht durch den Rückschlag ganz an die Wand gedrückt worden. Wir meinen die Beseitigung des geistlichen Fürstentums und dessen gewaltsame Beerbung durch die Stadt, die dann nach der Entscheidungsschlacht bei Rappel zu einer gewaltigen Restauration des Katholizismus und damit der Abtei führte, Ereignisse, die uns der Raum hier nicht auszuführen erlaubt. Diese Kämpfe, in deren Mitte er stand, an denen er einen so persönlichen Anteil nahm, daß man fast die Verwendung wagen könnte, sie hätten sich um ihn gedreht, die haben nun Badian die vor allen große literarische Tat seines Lebens inspiriert, die so sehr in erster Linie eine politische Tat war, daß sie ohne diese Beziehung gar nicht voll gewür-

digt werden kann, daß aber auch das Bild des Staatsmannes Badianus unvollständig bleibt ohne ein wenigstens kurzes Verweilen bei ihr.

Als die Stadt — wie sie wähnte, für immer — das Erbe der Abtei antrat, schien den führenden Männern damit lediglich eine ganz natürliche, organische Entwicklung zum Abschluß gediehen. Nichts wollte ihnen natürlicher und gerechter scheinen. Da beschloß nun Badian, dies der Witz- und Nachwelt historisch vorzulegen. Er schrieb „Die große Chronik der Abtei des Klosters St. Gallen“. Auf wissenschaftlich-literarischem Weg gedachte er das große Werk seines Lebens nachträglich zu legitimieren. Das staatsmännische Hauptwerk dieses Mannes hat sozusagen hervorgebracht sein literarisches Hauptwerk.

Die Geschichte seiner Vaterstadt wollte er schreiben. Die Geschichte des Klosters hat er in erster Linie geschrieben. Reichsgeschichte ist es stellenweise geworden. Eine außerordentlich reiche Belesenheit und Gelegenheit zu einer sonst heutigen Verhältnissen vorbehaltenen Ausbente an Urkundenmaterial haben ihn ein Standardwerk schaffen lassen. Doch nicht sie allein. Seine tiefe persönliche Weisheit, seine Wahrheitsliebe haben dem Werk den über all die engern Interessen hinausgehenden geistigen Gehalt gegeben. Daß Klöster, Mönchtum und Papsttum haben untergehen müssen, weil ihre Zeit um war, wie jede Erscheinung in Welt und Geschichte eben ihre Zeit hat — das ist in kurzem Satz der Inhalt dieser „bedeutendsten historischen Parteischrift der schweizerischen und der deutschen Re-



Vadians Geburts-, Wohn- und Sterbehaus in St. Gallen.
(Phot. Ch. Schalk & Ebinger, St. Gallen).



Schlachtkapelle über den Gräbern der bei Sempach Gefallenen.

formation". Von Badians spätern Arbeiten sind die Beiträge zu Stumpfs Chronik die Hauptsache. Badians Sprache hält sich in einer edeln Mitte zwischen dem echten volkstümlichen Deutsch seiner Zeit und einem klassisch-humanistisch gezogenen Stil.

Am 6. April 1551 ist St. Gallens größter Bürger gestorben. Die Bibliothek, die er seiner Stadt vermacht hat, bildet den ehrwürdigen und reichen Grundstock der ansehnlichen heutigen Stadtbibliothek, die denn auch seinen Namen führt. Sie ist ein Schatz, um den St. Gallen mancherorts besonders gewertet, ja beneidet wird. Ihrer Perlen sind viele. Die vornehmsten aber sind die Werke ihres Gründers, und solange sie und seine Stadt besteht, wird es für den Bürger keine packendere Lektüre geben als das Diarium, das Tagebuch, in dem Joachim von Watt den Untergang seiner stolzen Hoffnungen und seiner Siegeserschöpfung in dramatisch-kurzen Sätzen Stunde um Stunde verzeichnet hat. Eugen Ziegler, Zürich.

sondern in harer Münze geschieht. Wenn die Feier auf dem Schlachtfeld zu Ende ist, begeben sich die Menschenmassen nach dem fahnen geschmückten Städtchen Sempach hinab, wo der Tag in Lust und Freude beschlossen wird.

Anton Krenn, Zürich.

— Jean-Paul —

Artistenroman von Holger Rasmussen.

Deutsch von Friedrich von Kanel, Meßli.

III. Nachdruck verboten.

Es mochte gut fünf Uhr morgens sein. Die Sonne beschien bereits die kattunene Halbgardine in dem kleinen Gästezimmer der Herberge, wo Jean-Paul und Ingolf übernachtet

Die Jahrzeitfeier von Sempach.

Mit zwei Abbildungen nach photographischen Aufnahmen des Verfassers.

Jährlich am ersten Montag nach St. Ulrichentag findet, altem Herkommen gemäß, auf der Walsstatt von Sempach die Jahrzeitfeier zur Erinnerung an diesen glorreichen Tag der Eidgenossen statt. Zum Dank für die Errettung aus großer Gefahr haben die Altvordern die „ewige Jahrzeit“ gestiftet, die bis auf den heutigen Tag getreulich gehalten wurde. Der Tag ist für die Luzerner ein Feiertag, und wenn er dazu noch recht klar und hell beginnt, so strömen in den ersten Morgenstunden Tausende auf dem Schlachtfeld zusammen. Schon vom Morgenrauen an werden in der Kapelle Messen gelesen für die Seelen aller in der Schlacht Gefallenen, Freunde wie Feinde, so bestimmt's die alte Stiftung.



Gottesdienst bei der Schlachtkapelle von Sempach.